

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 63 (1959-1960)
Heft: 2

Artikel: November
Autor: Vuilleumier, J.F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664311>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

damals beim Abschied versprochen hast, immer unser Freund zu sein, bitte ich dich, uns etwas Essen zu geben.»

«Wo befinden sich deine Eltern?» fragte ich. «Nicht sehr weit von hier», antwortete er unbestimmt.

Da ich von dem friedliebenden Sinn des Fürsten überzeugt war und ihm meine Dankbarkeit beweisen wollte, versprach ich, dem Fürsten in seiner schwierigen Lage zu helfen. Während sich der Junge an Speise und Trank labte, richtete ich für ihn Vorräte. Ich lud ihm so viel auf, als er nur schleppen konnte, auch fügte ich einige Kleidungsstücke hinzu. Einst war ich der Gast des Fürsten gewesen, nun sollte er mein Gast sein, wenn auch auf die Entfernung hin. Doch wohnten wir, ich und er mit Frau und Sohn, in einem gemeinsamen Wald. Mit überströmendem Dank verabschiedete sich der Sohn und verschwand in der Dunkelheit. Ich hatte ihm versprechen müssen, seinen Spuren nicht zu folgen.

In der nächsten Nacht lag ich schlaflos in meinem Zelt und lauschte den Stimmen des Waldes. Unruhe erfüllte mich. Das Missgeschick des Fürsten ging mir nahe. Er schien sich in grösster Not zu befinden. Ich hoffte, dass ihm doch noch einmal Gerechtigkeit zuteil würde. Zugleich fragte ich mich aber auch, ob es für mich ratsam sei, hier am Rande des Aufstandsherd zu bleiben. Sollte ich nicht besser aufbrechen und den Rückweg antreten?

Es mochte um die dritte Stunde nach Mitternacht sein, als ich ein leises Geräusch vor meinem Zelt zu hören meinte. Es raschelte und wischte. War es eine Schlange, ein Stachel- oder ein Wildschwein? Aus dem Streifen und Tasten wurde ich nicht klug, war auch zu bequem dazu, nachzusehen. Erst gegen sechs Uhr stand ich auf und trat vor mein Zelt. Wie sehr überrascht war ich aber, vor dem Einschlupf den Kris des Fürsten zu finden, die von mir einst so sehr bewunderte Waffe. Freudig hob ich ihn auf, wischte die Tautropfen von seinem Griff und betrachtete ihn entzückt. Offenbar hatte ihn der Sohn des Fürsten in der vergangenen Nacht vor mein Zelt gelegt, und das leise Geräusch, das ich gehört, hatte er verursacht. Der Fürst musste sich in der grössten Not befinden haben, sonst hätte er kaum mit seinem wertvollsten Besitz für die geringe Unterstützung gedankt. Ich war davon so sehr gerührt, dass ich den Dolch am

liebsten zurückgebracht hätte. Aber ich wusste den Weg nicht.

Ich blieb noch zwei Tage, weil ich hoffte, mein Spiel- und Waldgefährte würde noch einmal kommen. Aber er erschien nicht wieder. Da packte ich meine Sachen, brach das Zelt ab und trat den Rückweg an.

Nach einigen Monaten war der Aufstand erloschen. Bei den Verhandlungen hatte sich die Unschuld des kleinen Fürsten herausgestellt, so dass er wieder in sein Dorf zurückkehren konnte. Ich aber kam nicht noch einmal dorthin. Es war eine weitabgelegene Gegend, ein Dorf aus einem malayischen Märchen, von dem mir nichts blieb als eine langsam verblassende Erinnerung und eine Flamme von Stahl und Elfenbein. (NPA)

J. F. Vuilleumier

N O V E M B E R

An der braunen Holzwand über dem schmalen Bett leuchtet das helle Viereck in regelmässigen Abständen auf, erlischt, wartet, leuchtet von neuem und jetzt wieder, erlischt, wartet von neuem zweimal hintereinander. Draussen heult der Sturm um das niedere Steinhaus am äussersten Zipfel der Normandie, wo sich die paar Hütten um den mächtigen Leuchtturm scharen, der sein Licht in genau geregelten Abständen durch die Novembernacht schickt. Andere Leuchttürme an den Küsten des

Kanals versehen denselben bitter notwendigen Dienst, denn draussen kämpfen sich Schiffe durch die riesigen Wogen, die vom Atlantischen Ozean her gegen die Nordsee getrieben werden. Manchmal ruft dumpf eines der Schiffe aus der Ferne. Die kleine Lampe im engen Raum über dem Bistro, im einzigen Gastzimmer der einfachen Pinte, brennt rötlich. Ich habe mich unter die karierten Decken verkrochen. Der Raum ist kalt, ungeheizt — aber das Bett ist warm. Und über meinem Bett blinkt das Fensterviereck, das das Leuchtturmlicht an die Wand wirft. Ich schaue dem Spiel zu, ich fühle mich geborgen. Die Winter nacht draussen ist so ungebärdig und feindlich wie das Meer. November ...

Vor ein paar Tagen sah ich die kleinen, schwarzgekleideten Frauen durch die holperige, steinige Gasse zwischen den paar niedrigen Steinhäusern nach der kleinen Steinkirche am Ende der winzigen Ansiedlung pilgern. Eine einzelne scherbende Glocke rief ängstlich zum Gottesdienst. Der Wind riss die Töne aus dem offenen viereckigen Kirchturm und liess sie zum Meer flattern, wo sie im Rauschen rasch untergingen. Die verhuzelten, schwarzgekleideten Weiblein wollten in der Kirche zu ihren vielen Heiligen beten — la Toussaint — und wollten nachher ihrer manchen Toten gedenken ... Allerseelen. Der Wind tat ihnen nichts an, der Sturm auch nicht, das tobende Meer noch weniger, obwohl sein Rauschen zwischen der felsigen Küste die Frauen daran erinnerte, dass es das Meer gewesen ist, das ihnen die paar Lieben raubte, die nun einmal zum Mensch gehören, wenn der Mensch selber sich nicht verirren soll in Nacht und Sturm und November und keinen Heimweg mehr finden kann «être c'est appartenir à quelqu'un ...» schrieb Paul Sartre irgendwo. Die Weiblein wissen von diesem Wort nichts, nichts von Jean-Paul Sartre. Aber sie haben es in vielen harten Jahren erfahren, dass sie, solange sie jemandem gehörten und jemand ihnen gehörte, recht eigentlich lebten. Nun gehören sie niemandem mehr, tragen die schwarze Tracht der Witwen und Einsamen und müssen doch weitermachen. Sie denken an jene, die ihnen das Meer in Winter Nächten wie heute raubte. Sie wollen für ihrer Seele Seligkeit beten. Der Wind pfeift um die niedern Steinmauern, welche die sich duckenden Häuser miteinander verbinden. Er pfeift um das verwitterte Steinkreuz mitten auf dem armseligen Friedhof, um das sich ein paar verwachsene Gräber

gruppieren. Ginsterbüsche stehen an der Mauer und draussen am niedern Hang, vom Wind zerzauste Ginsterbüsche. Die paar schwarzgekleideten Frauen wehren sich mit ihren knöchigen Händen, dass ihnen der Sturm das dunkle Tuch nicht vom Kopf zerzt. Ihre schweren schwarzen Röcke flattern.

Es gab auch hier, am äussersten Zipfel der Normandie, einen hellen Novembertag zwischenhinein, an dem ich bis zum Leuchtturm wanderte, mich zwischen den Felsen ans Meer setzte und zuschaute, wie die Wogen verführerisch friedlich spielten. Manchmal überraschte mich eine übermütige Welle, goss ihren Gischt über mich, ehe ich ausweichen konnte. Wir lachten beide, die Welle und ich — es war nicht böse gemeint. Ich entdeckte noch gelbe vermoderte Ginsterblüten am Hang, und weit draussen auf dem Meer einen grossen Dampfer, der majestätisch westwärts zog, um seine Reise über den Atlantischen anzutreten. Zwischen den silbergrauen Wolken, die in den feinsten Nüancen den endlosen Himmel deckten, geisterte ein bisschen Sonnenlicht. War auch diese Stunde November? Ich mochte es nicht recht glauben und vergass den Winter und träumte über das Meer und träumte von der Ferne, von jenem Leuchtturm auf dem steilen Felsen der Tropeninsel, einem Leuchtturm, dessen Felsen vom Meer unterhöhlt ist, dass man einen eigenartigen Gesang der Wogen hört, die in diesem hohen verborgenen Gewölbe ihren geheimnisvoll hallenden Chor anstimmen. Nicht immer. Nur zu gewissen Stunden, wenn irgendeine Stimme sie unter jenem unterhöhlten Felsen zur Versammlung aufbietet. Sonne und Wärme und grellfarbige Blüten an fremdartigen Büschen, das war die Welt um jenen einsamen Leuchtturm in den West Indies, neben dem nur zwei leichte Holzbaracken die Leuchtturmwächter beherbergten. Eine Welt wie auf einem andern Stern neben dieser Novemberwelt hier, mit ihren niedrigen grauen Wolken über dem wilden grauen Meer, mit ihren Steinhäusern und den schwarzgekleideten Frauen und dem stacheligen verkümmerten Ginster an den mageren Hängen.

Draussen tobt der Wintersturm mit erneuter Heftigkeit. Ich höre das Wüten der Wogen, dessen Lärm bis in meine kleine Kammer dringt. Es sind dieselben Wogen, die am fernen Kap Horn, am südlichen Zipfel Südamerikas, ihren ersten gefährlichen Tanz tanzten und dann die weite Reise quer durch den Atlantischen bis hierher an die steinige Küste der Normandie antraten. Sie folgten

dem eigenen Gesetz des Meeres, das voller Geheimnisse ist, die der Mensch mehr und mehr zu ergründen sucht.

Das mächtige Meer, die Mutter alles Lebens, das Meer, zu dem alles wieder zurückkehrt! Ich lauschte seinem erschütternden Gesang in dieser Novembernacht. Gedanken kommen und gehen. Nichts mehr denken. Nur lauschen und das unendliche Geheimnisvolle auf mich wirken lassen, das vom Meer ausströmt, während die Nacht draussen pechschwarz ist. Mit tapferer Beharrlichkeit schickt der Leuchtturm nebenan seine hellen Zeichen durch Wind und Sturm in die undurchdringliche Finsternis hinaus. An der braunen Holzwand über meinem schmalen Bett leuchtet das helle Viereck in regelmässigen Abständen auf, erlischt, wartet, leuchtet von neuem zweimal hintereinander, warnt, mahnt

Albert Brodbeck

U N D D A S L E B E N G E H T W E I T E R

Die letzten Orgeltöne waren verklungen und die Trauergemeinde drängte sich gemessenen Schrittes dem Ausgange zu; um den Hinterbliebenen bei der Türe die Hand zu drücken. Die einen vollzogen diese Beileidsbezeugung auf eine freundlich-natürliche Weise, während andere zuerst ihr Gesicht in Falten legten und eine Leichenbittermiene

aufsetzten, die zu ihrem sonstigen Gehaben nicht im Einklang stand. Draussen bildeten sich verschiedene, unschlüssig herumstehende Grüppchen, bis jemand — so eine Art Zeremonienmeister — die Initiative ergriff und Verwandte und nähere Freunde in die bereitstehenden Autos dirigierte. Nach der kurzen Fahrt zum Gasthaus «Bären» brauchte es etliche Anstrengungen von verschiedenen Seiten, um die Erschienenen zum Platznehmen zu bewegen. Niemand wollte der Erste sein. Das herrschende Schweigen wurde erst gebrochen, als die Bedienung — ein halbes Dutzend jüngere Serviertöchter — quasi den Saal eroberten, den Versammelten die Getränkekarten in die Hände drückten und dabei erwähnten, der Imbiss bestehe aus einer Kalten Platte mit diversen Salaten, falls nicht jemand andere Wünsche habe. Die gedämpfte Unterhaltung wurde lauter, als die verschiedenen Weine und andere Flüssigkeiten aufgetragen waren und man sich tischweise zutrank. Dann kamen die reichhaltigen, schön aufgemachten Platten, was bei vielen Ah und Oh, begleitet von Teller- und Besteckgeklapper, eine lebhaftere Unruhe erzeugte. Bei Speis und Trank entwickelte sich nun naturgemäss eine gemütliche Atmosphäre und bereits stiegen da und dort blaue Rauchwölkchen in die Luft, ein Zeichen des Sattseins und der Gemütlichkeit. An einzelnen Tischen wurde irgendein früheres Erlebnis mit dem Verstorbenen erzählt und hie und da ertönte eine Lachsalve. Immer mehr drückte die frohe Gegenwart ihren Stempel auf die Gesellschaft und die Nächsterwanden des Verstorbenen besprachen bereits Zukunftspläne. Die zahlreichen Kinder, von ihren Betreuern bisher mühsam zurückgehalten, fingen an umherzugehen und auch die Grossen fanden es angezeigt ihre Plätze zu wechseln, um mit diesem oder jenem einen Plausch abzuhalten. Einzelne ergriffen ihr volles Glas, um mit einem Bekannten in einer andern Ecke anzustossen. Ein Fremder, der in den Saal getreten wäre, hätte nicht beurteilen können, ob es sich um ein frohes Familienfest oder irgendeinen andern gemütlichen Anlass handle. Nach dem Kaffee zogen einige ihre Uhr und mehrheitlich fand man, es sei Zeit abzubrechen. Je nach dem Temperament und der Einstellung war der Abschied untereinander freundlich bis herzlich, wobei manch einer seiner Freude Ausdruck gab, wieder einmal mit den Verwandten und Bekannten zusammengekommen zu sein, und es fehlte nicht viel, wären ihm die Worte entschlüpft: hoffentlich bald wieder!